

len gar sehr, an Jahren sollst zählen Du viele. / Flüchtig die Stunde, es währt ewig die Liebe allein [sic].

Der Gedanke des letzten Halbverses: Die schon lange bestehende, beständige Hochschätzung oder Zuneigung zum Adressaten (*constans [...] amor*) wird immerfort bestehen bleiben (eben derselbe Gedanke wird Nr. 7 und 22 mit *animus tamen usque manebit / aequus* ausgedrückt). Es ist deutlich, dass die zum Titel der Ausgabe erhobenen Worte „Ewig die Liebe allein“ mit dem vom Übersetzer ohne jede Grundlage hinzugefügten „allein“ gänzlich andere Assoziationen erwecken, als von Panofsky intendiert.

Panofskys lateinische Verse sind in metrischer Hinsicht sehr elegant; er ist frei von jeder sklavischen Imitation lateinischer Vorbilder und meidet vorgestanzte Wortverbindungen auch da, wo auf den ersten Blick erkennbar ist, dass er (wie z.B. Nr. 10) antike Motive anklingen lässt und einen römischen Dichter abgewandelt zitiert (Vergil, Ecl. 4,21).

Sowohl der lateinische wie auch der deutsche Text der Einleitung hätten wesentlich kürzer gefasst, die Gedanken klarer formuliert werden können. Der Stil wird nicht nach jedermanns Geschmack sein, auch wenn der Herausgeber die Einleitung „als parodistische Auseinandersetzung mit der Tradition lateinischer Vorreden“ konzipiert hat, womit er „das von Panofsky initiierte humanistische Spiel“ wieder aufnimmt, wie es auf der rückseitigen Umschlagseite heißt. Doch gibt es kaum einen schärferen Gegensatz zwischen dem schwülstigen Stil der Vorrede und den schlichten, eingängigen Versen Panofskys, der nicht an irgendwelche humanistischen Vorbilder anknüpfte, sondern in der stetig bis ins 20. Jahrhundert geübten Tradition lateinischer Versifikation stand, wozu ihn der hervorragende Unterricht auf dem Berliner Joachimsthalschen Gymnasium befähigte, so dass sogar *Bruno Snell* Panofsky gegenüber bekennen musste, dass es bei ihm nicht dazu gelangt habe, lateinische Verse zu machen: „Über deutsche Schüttelreime habe ich es leider nie hinausgebracht.“ (Snell an Panofsky, Korrespondenz, Bd. 3, S. 796f.). Dafür hat Snell ein schönes griechisches Epigramm auf Pan, den All-Weisen (Pansophos), in seiner Gedenkrede auf Panofsky verfasst (in: *Jahrbuch der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung*, Darmstadt 1968 [1969], S. 113–116).

Der Wert des Buches liegt vor allem in der Vereinigung der bisher bekannt gewordenen 23 lateinischen Gedichte Panofskys in einem Band. Abgesehen davon, dass in einem Gedicht auf die damalige Insel Finkenwerder angespielt wird, beschränkt sich der Bezug der Gedichte auf Hamburg darauf, dass Panofsky *der* Professor der Kunstgeschichte an der hiesigen Universität war. Wilt Aden Schröder, Großhansdorf

*Karen Michels, Sokrates in Pösseldorf. Erwin Panofskys Hamburger Jahre. Göttingen (Wallstein), berichtigter Nachdr. 2018. 372 S., zahlr. Abb. (= Wissenschaftler in Hamburg, Bd. 1), 19,90 EUR.*

Die „Hamburgische Wissenschaftliche Stiftung“ gibt seit 2005 unter der bewährten Leitung von *Johannes Gerhardt* die Schriftenreihe „Mäzene für Wissenschaft“ heraus, die inzwischen auf 20 Bände angewachsen ist (hier wurden zuletzt besprochen Bd. 18: *M. I. Richter*, Stadt – Mann – Universität. Werner von Melle und ein Jahrhundert-Lebenswerk. Teil 1, Hamburg 2017 in Bd. 103, 2017, S. 201–203; zu Bd. 19: *H. J. Schröder*, Julius Carl Ertel, Hamburg 2017, s. die Besprechung in dieser ZHG).

Die Reihe enthält Biografien der Gründer und Förderer dieser Stiftung, die zur Entstehung der Universität Hamburg wesentlich beigetragen hat.

Angesichts der 2019 anstehenden 100-Jahrfeier der Universität hat sich die Stiftung zur Herausgabe einer weiteren Schriftenreihe über „Wissenschaftler in Hamburg“ entschlossen, die in ähnlicher Aufmachung erscheinen soll und von *Ekkehard Nümann* herausgegeben wird. Während die „Mäzene“ im Verlag der Staats- und Universitätsbibliothek Hamburg Carl von Ossietzky erschienen sind, wird die neue Reihe bei Wallstein in Göttingen betreut. Das hier besprochene Buch ist dazu der erste Band. Sein Untertitel macht klar, dass es vornehmlich um die Zeit geht, die der Kunsthistoriker Erwin Panofsky in den 1920er-Jahren an der Hamburgischen Universität gewirkt hat.

Panofsky stammte aus einer wohlhabenden Familie in Hannover, wo er seine frühe Schulzeit verbrachte und in der Kestner Gesellschaft seine ersten Begegnungen mit der Kunst hatte. 1902 zog die Familie nach Berlin. Er verbrachte das Ende seiner Schulzeit bis zum Abitur auf dem Joachimsthaler Gymnasium, um dann ein Jura-Studium an der Universität Freiburg im Breisgau aufzunehmen, es aber schon mit kunstwissenschaftlichen Studien anzureichern. Diese setzte er in München und Berlin fort, wo er mit einer Dissertation zum ästhetischen Kunstabegriff Albrecht Dürers promoviert wurde (Dürers Kunsttheorie. Vornehmlich in ihrem Verhältnis zur Kunsttheorie der Italiener, Berlin 1915). Über den Direktor der Hamburger Kunsthalle, Gustav Pauli, bekam er die Chance, sich im Sommer 1920 an der Hamburgischen Universität mit dem Thema „Die Gestaltungsprinzipien Michelangelos besonders in ihrem Verhältnis zu denen Raffaels“ zu habilitieren (Aus dem Nachlass hg. von *Gerda Panofsky*, Berlin u.a. 2014).

Welche Schwierigkeiten bestanden, ihm danach eine angemessene Tätigkeit an der Hamburger Universität zu bieten, wird in diesem Band eingehend beschrieben: Eine Rolle spielten dabei die Vorbehalte an den meisten deutschen Hochschulen, jüdische Gelehrte auf Lehrstühle zu berufen. Eine Ausnahme bildete hier neben der bereits 1914 gegründeten Stiftungsuniversität Frankfurt am Main nur die 1919 in Hamburg errichtete Universität. Bei den Fächern wie Geschichte, Philosophie, Sprachen oder Naturwissenschaften wurden vor 1933 insgesamt 12 nach der Definition der Nationalsozialisten „jüdische“ Gelehrte zum Teil schon für das seit 1895 reformierte Allgemeine Vorlesungswesen und nach der Gründung der Universität auf Ordinariate berufen.

Bei der Kunstgeschichte dauerte es bis zum 1. Januar 1926, bis der Senat der Stadt ihr die Stelle eines Ordinariats bewilligte und Erwin Panofsky zum „Ordentlichen Professor“ ernannte. Seit dem 1. Januar 1920 musste er als Privatdozent und damit ohne Bezahlung, ab 1. August 1922 dann auf einer entsprechenden Stelle mit fester Vergütung als wissenschaftlicher „Hilfsarbeiter“ mit Prüfungsrecht tätig werden, um im Untergeschoss der Kunsthalle ein Kunsthistorisches Seminar aufzubauen. Seine Vorlesungen fanden jedoch im Hauptgebäude der Universität statt, vor allem im Hörsaal C, der seit Juni 2000 seinen Namen trägt. Sprechstunden absolvierte er bis 1928 in seiner Wohnung in der Alsterchaussee 11, wo jetzt erst eine Gedenktafel der Patriotischen Gesellschaft von 1765 an ihn erinnert. Danach lebte er in der Alten Rabenstraße 34, die im Krieg zerstört wurde.

Für Panofsky war Hamburg vor allem wegen Aby Warburg und seiner Kunsthistorischen Bibliothek (KBW) attraktiv, die seinen Forschungsschwerpunkten zur

Renaissance, zu Dürer, Michelangelo und Rembrandt ebenso wie seinen durch Warburg geweckten ikonologischen Interessen entgegenkam. Mit ihrem Direktor Fritz Saxl verbanden ihn auch gemeinsame Publikationen.

*Karen Michels* schildert nicht nur das breite Spektrum der Arbeiten, Forschungsreisen und Veröffentlichungen Panofskys in dieser Zeit, sondern auch sehr anschaulich sein Leben, seine Verbindungen und sein Wirken in Hamburg. Mit ihrem Beitrag in der *Neuen Deutschen Biographie* (Bd. 20: Pagenstecher – Püterich, Berlin 2001, S. 36–38) hatte sie dazu bereits publiziert. Jetzt liefert sie eine Ergänzung über Panofskys Tätigkeit an der Universität, welche die Grundlage zu seinem späteren Weltruhm gelegt haben dürfte. Sie ist detailreich und anschaulich beschrieben und vermittelt etwas von der Atmosphäre, die sich mit und um Panofsky in der Stadt gebildet hatte.

Als die Nationalsozialisten ihn zum 30. September 1933 trotz aller Proteste der Fakultät aus seinem Amt entfernten, hatte die Philosophische Fakultät eine Kommission aus den Professoren Gustav Pauli, Emil Wolff, Wilhelm Flitner, Bruno Snell und Dekan Walther Küchler gebildet, die in einer Sitzung am 22. Juni 1933 ein Gutachten verabschiedeten, das leider in dem Buch nicht abgedruckt wurde. In diesem ist nachdrücklich die besondere Bedeutung Erwin Panofskys für die Universität dargestellt worden, um die Notwendigkeit seines Verbleibens zu begründen (vgl. *Dieter Wuttke* [Hg.], *Erwin Panofsky Korrespondenz*. Bd. 1: 1910–1915, Wiesbaden 2001, S. 618, Nr. 381 mit Anm. 3). Rektor Leo Raape hatte das Gutachten an die Behörde weitergeleitet, der Senator es jedoch zurückgeschickt, „weil die Überreichung des Gutachtens als Demonstration betrachtet werden könnte“. Auch das knappe Entlassungsschreiben der Landesunterrichtsbehörde, Abteilung Hochschulwesen (Fritz Clausen) vom 28. Juni 1933 hätte hier vielleicht einen guten Platz gehabt (Panofskys Korrespondenz, a.a.O. S. 621, Nr. 382), um den trockenen bürokratischen Stil zu dokumentieren, der hier waltete und von jeglicher Danksagung Abstand nahm.

Die 20er-Jahre des vorigen Jahrhunderts waren nicht nur in Berlin oder München, sondern auch in Hamburg von einer Vielfalt geistiger, künstlerischer und wissenschaftlicher Anregungen, Neuheiten und Experimenten geprägt. Das Klima an der jungen Universität war anregend, liberal und gesellig. Insofern ist auch der gewählte Titel des Buches für die Stimmung kennzeichnend. Es handelt sich dabei nämlich um eine geistvolle Schrift Erwin Panofskys, die er anlässlich des ersten, von der Universitätsgesellschaft, dem Freundeskreis der Hochschule, ausgerichteten Winterfestes am 17. November 1928 unter dem Pseudonym A. F. Synkop, hinter dem sich ein Anagramm seines Namens verbarg, verfasste (s. *Sven Philipski*, *Die Historie der Universitätsgesellschaft Hamburg*, Hamburg 2006, S. 13) mit dem Titel „Sokrates über Hamburg“, wohl auch vorgetragen und jedenfalls in der Zeitschrift „Der Querschnitt“ im September 1931 veröffentlicht hatte. Sie ist dem Buch als Anhang beigefügt und hat an doppelsinniger Aktualität kaum etwas eingebüßt. Die Lektüre des Buches lohnt also auch in dieser Hinsicht.

Dieser Anhang enthält ein auf Platons Weise beschriebenes Gespräch zwischen Sokrates und Phaidros über die Guten und Schönen, die in dem als Pösdorf bezeichneten Hamburger Villenviertel Harvestehude in der Nachbarschaft der Universität leben. Unter „pöseln“ oder „pusseln“ versteht man im Niederdeutschen so viel wie: „etwas mühsam vor sich hin bearbeiten“, womit möglicherweise die Kleingärtner gemeint waren, die hier vom ehemaligen Klostergrund ihr Stück Land gepachtet hatten und

dort vor sich hin pöselten (s. *Christian Hanke*, Hamburgs Straßennamen erzählen Geschichte, Hamburg 2006, S. 189). Das soll aber für die Buchreihe wohl nicht gelten. Im Gegenteil möchte sie wissenschaftlichen Ansprüchen genügen, wozu mir der Titel mit gewollter Werbewirkung zu sehr auf den Anhang verweist, aber der Sache eigentlich nicht angemessen ist. Warum wurde er nicht so belassen, wie Panofsky ihn selbst benannt hat?

Wie viele jüdische Gelehrte hatte Panofsky eine Weltbürgerlichkeit, die ihn über nationale Grenzen weit hinausblicken ließ. Auch anderen, aus Hamburg nach 1933 vertriebenen jüdischen Gelehrten wie Ernst Cassirer, Eduard Heimann, Albrecht Mendelssohn-Bartholdy, Richard Salomon oder William Stern war sie eigen. 1909 war in Leipzig das anonym erschienene Buch von *Julius Langbehn* „Rembrandt als Erzieher“ erschienen und hatte in zwei Jahren 39 Auflagen erlebt, was seine enorme Verbreitung beweist. Der in Deutschland durch die relativ späte Nationenbildung begünstigte Ansatz zum völkischen Denken ist dadurch zweifellos verstärkt worden, sodass die Nationalsozialisten leichtes Spiel hatten, ihn mit ihrem Antisemitismus zu verbinden. Panofsky hatte die sehr deutschen Säulenheiligen Dürer und Rembrandt zu seinen wissenschaftlichen Schwerpunkten gemacht und bei beiden akribisch nachgewiesen, wie sehr ihre Kunst über das Deutsche hinausweist und europäische Strömungen aufgenommen hat, die es geradezu verbieten, sie einzig der deutschen Kultur zuzuweisen. Da er selbst noch in der deutsch-jüdischen Tradition stand, lag es nahe, seine Thematik danach zu hinterfragen, wie weit sie dem aufklärerisch entgegen wirken sollte. Am 28. Dezember 1920 hat Panofsky in der „Hochschule für die Wissenschaft des Judentums zu Berlin“ einen Vortrag zu diesem Thema gehalten, der von der Autorin ausführlich referiert wird. Hierzu wünschte man sich eine weitere Vertiefung der Frage, die viele von Panofskys Werken berührt, aber wohl eine eigene Veröffentlichung nötig machen dürfte.

Hugbert Flitner

*Carolin Vogel, Richard Dehmel in Blankenese. Photographien: Angelika Fischer.* Berlin (Edition A.B. Fischer) 2017. 32 S., zahlr. Abb. (= Menschen und Orte), 8,80 EUR.

Ein tolles Haus! Für brave Blankeneser Bürger im frühen 20. Jahrhundert bisweilen wohl auch ein Tollhaus. Richard Dehmels Dichter-Domizil – und das seiner Frau Ida: Salon der Bohème, glanzvolles Zentrum für *tout le monde*, Treffpunkt einer internationalen Künstlerszene. Doch irgendwann war der Bau in der Richard-Dehmel-Strasse 1 in Vergessenheit geraten. War dem bröckelnden Verfall preisgegeben, die Fenster vernagelt mit Brettern, der Zugang verbarrikadiert, inmitten eines verwahrlosten Gartens, verwildert das früher sorgfältig gehegte Grün, keine Spur mehr von Efeu und Glyzinien, von großen Festen, vom Aufbruch zu neuen künstlerischen Ufern. Bis zunächst die Hermann Reemtsma Stiftung (wieder einmal) und dann die neu gegründete Dehmelhaus Stiftung Haus, Garten und Erinnerung aus dem Dornröschenschlaf befreiten. Seit Sommer 2016 leuchtet Ockergelb dem Vorbeigehenden entgegen, empfängt den Besucher im Innern das Interieur von einst, so liebevoll wie fachkundig restauriert, Stoffe nach altem Muster neu gewebt, Tapeten getreu alter Vorlagen angefertigt, Lampenschirme nach Originalvorbild ersetzt, Einbauten wieder hergestellt.

Jetzt gibt ein schmales Buch – hübsch gewandet wie das Objekt, das es beschreibt – Auskunft über die Geschichte des Hauses und seiner berühmten Bewohner. *Caro-*